

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 21

Artikel: Die grosse Flamme
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die große Flamme

Von Ruth Blum

Ehedem feierte man in unserer Gegend den 1. August in schlichter, fast nüchterner Weise. Ein paar Lieder, ein paar Raketen, ein paar einfache Worte aus dem Munde des Pfarrherrn — das war alles. Es war damals noch nicht die Zeit der pathetischen Reden.

Ich mochte ungefähr neun Jahre zählen, als in unserm Dorfe zum erstenmal ein Höhenfeuer entzündet werden sollte. Zugleich beschloßen die Gemeindeväter „eine festlichere Durchführung des Nationalfeiertages als früher“. Waren sie übers Jahr patriotischer geworden? Ich weiß es nicht. Aber ich erinnere mich genau der ungeheuren Erregung, die das Zauberwort „festlichere Durchführung“ in unsern Kinderherzen anrichtete. Und auch die Erwachsenen waren etwas aus dem Häuschen. Schon am frühen Morgen stiefelte ja der Tagwächter mit einer Schelle durchs Dorf und verlangte freiwillige Abgaben von Holzwellen für das Höhenfeuer. Als bald reiheten sich große und kleine Reisigbüschel der Straße entlang, und das armseligste Taunertweiblein opferte ein selbstgesammeltes Bündel. Etliche Mädchen bedeckten die Hölzer mit rotweißen Bändern und Papierrosen, die von einem Schützenfest her übrig geblieben waren. Und also festlich geschmückt, wurden die Wellen auf des Forstpflegers Leiterwagen verladen und unterm Triumphgeheul der Jugend zu dem steilen Rebhügel emporgeführt, auf dessen Ruppe am Abend die große Flamme des Vaterlandes brennen sollte.

Der Nachmittag sah bereits das ganze Dorf in einer fröhlichen Unruhe. Die Ladentür meiner Mutter läutete ohne Unterlaß. Scharenweise kauften die Schulbuben Raketen und Schwärmer ein, während die zahmen Mädchen sich allerlei „Sonnen“ und „Goldregen“, bengalische Zündhölzer und Papierlaternen erstanden. Ich verweilte bald neben der Mutter hinterm Ladentisch, bald streifte ich mit den jugendlichen Rotten dorfaus, dorfab, um gierig alles zu begaffen, was mit dem Geburtstag des Vaterlandes im Zusammenhang schien. Da und dort wurden die

Fenster mit grünen Guirlanden umwunden und mit Lampions behängt, andernorts sah man die Wappenschilder aller Kantone an den Häuserfronten prangen. Die Mägde deckten die Miststöcke zu, die Frauen bekränzten die Brunnenstöcke. Familienväter standen hämmern und naggelnd auf hohen Bockleitern und brachten geringelte Fahnenstangen an. Bald senkte sich das helvetische Rotweiß aus unzähligen Fenstern, und damit es in edler Schwere erdwärts schwebte, hatte man die Flaggenzipfel mit Riesenzwiebeln belastet — schließlich wohnte man ja auch im „Böllenland“! Das Hämmern wurde mehrfach unterbrochen vom Gesang der Jugend, die in freudiger Begeisterung um die Häuser schwirrte. Sogar die Kleinkinderschüler brachten der lieben Mutter Helvetia ein Ständchen dar. Während sie artig am Leitseilchen durch die Gassen trippelten, winzige Schweizer- und Schaffhauferfährnchen in den Händen schwingend, kam es in dünnen, hohen und falschen Tönen über ihre Lippen: „Schwyzerländli isch no chly...“ Die Großschüler, die dem Leitseil-Aufzug begegneten, schmetterten boshaft das brüchige Gesänglein der Kleinen mit einem dreistimmigen: „Ich bin ein Schweizerknabe...“ zu Boden. Zum Überschuß jagten sie noch ein paar „Fröschen“ in die Reihen der Rökkleinbuben, so daß deren Singsang jäh überging in ein vielstimmiges Zetermordio, und die gute Schwester Anna ihr tränenüberströmtes Schäflein fluchtartig in Sicherheit bringen mußte. Fünf Minuten später brauste ein neuer Spektakel durchs Oberdorf. Aus dem Hühnergarten des Gemeindefaues erscholl ein fürchterliches „Bum-bum“, und die Hennen begannen wild zu gackern und zu flattern. Denn eine verschlossene rotgelbe Mäggibüchse raste in diabolischen Sprüngen durch den Geflügelhof, bis endlich der Deckel himmelwärts flog und ein zischender Schwärmer ins Freie sauste. Das war Pfluders, des Rostbuben Werk, der auf einem Gartenhag kauerte und sich vor Lachen nicht zu helfen wußte.

Allmählich wurde es Abend, und die übermütige Stimmung legte sich. Alle Straßen waren plötzlich gewischt, und die ersten Trachtengfrauen verkauften Karten und Abzeichen. Der Großvater nahm mich beiseite und fragte mich, ob ich eigentlich genau wisse, warum man im Schweizerland den 1. August zu feiern pflege. „Ei freilich“, entgegnete ich stolz, „in der Schule hat man es uns schon erzählt: weil der Tell den bösen Geflüer erschoss und nachher die drei ersten Eidgenossen den Rütli schwur taten.“ — Umgekehrt, umgekehrt, berichtigte mich Großvater, „erst der Schwur, dann Tells Schüsse, dann die Höhenfeuer der Freiheit... Wart, ich lese dir die ganze Geschichte vor, wie Gilg Tschudi sie aufgeschrieben hat!“ Er schleppte einen Küchenstuhl in die Stube, um das Büchlein „Über die Befreiung der Waldstätte“ aus dem obern Teil des eingebauten Puffertkastens herabzuholen. In diesem Augenblick wurde er weggerufen. Ich nicht faul, bestieg das Taburett, und da ich die Schiebetüren des Kastens nicht erreichen konnte, stellte ich noch ein Schemelchen auf den Stuhl. So gelangte ich über eine etwas wackelige Pyramide zu Herrn Tschudis Befreiungsschronik und begann ständlings — auf dem Gipfel des Stuhlberges darin zu lesen. Zwar verstand ich vom Inhalt der Historie kaum die Hälfte, der altertümlichen Sprache wegen. Aber ich las „der Spur nach“ eifrig weiter, denn die Ereignisse fesselten mich ungeheuer. Zugleich erfüllte mich eine grenzenlose Freude, daß auch ich diesem herrlichen Heldenvolk angehören durfte, das einen Tell, einen Stauffacher, einen Melchtal hervorgebracht hatte. Zum erstenmal im Leben ahnte ich, was es bedeutet, Eidgenosse zu sein, Eidgenosse zu heißen. Vor Stolz über mein junges Schweizertum traten mir die Freudenstränen in die Augen, und Schauer der Begeisterung überrieselten mich, während ich las: „Er aber hat sin Armbrust gespannen, und durchschoss den Landt-Vogt mit einem Pfyhl, daß er ab dem Roß fiel, und von Stund an tod war.“ Aber ach, in diesem Augenblick erreichte auch mich ein unerfreuliches Geschick: die Pyramide unter mir kam ins Rutschen und ich stürzte so heftig auf den Stubenboden, daß ich die Besinnung verlor.

Als ich erwachte, lag ich mit einem Loch im Kopf auf dem Kanapee, und mit einem arg zerquetschten Rücken, den die Großmutter sorgsam mit Wallwurzelsalbe beschmierte. Draußen begannen gerade die Kirchglocken zu läuten. Jemand rief: „Jetzt entzündn sie dann bald die große Flamme!“ Ich mußte jämmerlich weinen; denn statt dem Freudenbrande beizuwohnen, lag ich nun gänzlich marode und schmerzenseich auf dem Kanapee. Als die geschickte Großmutter aber alle Verbände angebracht hatte, nahm der Großvater mich wortlos auf die Arme, hängte mir einen Feldstecher um und trug mich auf den obern Estrichboden, wo ich durch ein kleines Siebelfenster einen herrlichen Ausblick auf den Feuerhügel genoß. Der Großvater schraubte solange an den Wundergläsern herum, bis sie nicht mehr flimmerten, und schon stand der Holzstoß mit den geschmückten Reisigbündeln greifbar nahe vor mir. Ich sah, wie der Forstpfleger eine mächtige Petroskanne darüber entleerte, wie er eine Fackel in die dürrn Äste warf. Majestätisch schoß die rote Flamme zum dunkeln Himmel empor. Gleichzeitig erdröhnten zwölf Böllerschüsse, und dann begann ein Leuchten und Glühen, wie ich es noch nie gesehen hatte. Bunte Raketen stiegen zischend zu den Sternen auf. „Goldregen“ und „Sonnenblumen“ erstrahlten. Bald war die Kuppe des Hügels in rote, bald in grüne bengalische Feuer getaucht, dann wieder tanzten die kleinen Mädchen mit ihren farbigen Papierlaternen um den langsam verlodernden Holzstoß, daß es aussah, wie eine Glühwürmchenkette, die sich im Nachtwind schaukelte. Es war ein so zauberschönes Schauspiel, daß ich alle Schmerzen vergaß und nicht einmal mehr wünschte, mit den andern Kindern um die große Flamme tanzen zu können. Zufrieden ruhte ich in Großvaters schützenden Armen und wandte kein Auge von dem Feuer der Freiheit ab, das endlich in goldenen Funken leise verglühte, während in der Ferne die Dorfleute gemeinsam sangen:

„Kusst du mein Vaterland,
Sieh uns mit Herz und Hand
All dir geweiht...“